

Illustrierte Unterhaltungsbeilage

„Der Gesellige.“



42. Woche.

Verlag: Gustav Röhles Buchdruckerei-Verlag „Der Gesellige“ in Grawdenz.

Jahrgang 1915.



Schwieriges Vorwärtskommen einer Automobilkolonnen auf einer russischen Landstraße.

Herrn Dübellers Töchter

Roman von Hans Becker.

(Fortsetzung.)

Doch es ging nicht vorüber, denn dort näherte sich der deutsche Generalkonsul ihrem Platz und neben ihm jener — Elversheim.

Die Herren wurden ihr vorgestellt; sie hörte seinen Namen nennen, sah, wie er sich vor ihr verbeugte — jetzt hatten seine Blicke die vorherige Starrheit verloren, er schien ganz ruhig, beteiligte sich an der Unterhaltung, richtete hier und da auch ein Wort an sie, so daß sie antworten mußte. Alles erschien mit einem Male so leicht, seine Anwesenheit natürlich — der gesellschaftliche Zwang glich alles aus.

Und doch sah es in Elversheim so ganz anders aus; das Wiedersehen mit Elsa hatte die Liebe in ihm mit aller Gewalt wieder erweckt, diese Liebe, die nie vergessen war, die ihn auf seiner Lebensbahn begleitet hatte.

Als er damals seinem Vater seinen Entschluß, Elsa zu heiraten, mitgeteilt und eine so herbe Zurückweisung erfahren hatte, war er in seinem jugendlichen Empfinden nahe daran gewesen, sich zu töten. Ein Leben ohne Elsa war ihm als etwas Unfassbares erschienen, und nur der Mutter war es gelungen, ihn aufzurichten, ihm Trost in der Zukunft zu zeigen, in ihm die Hoffnung nicht ersterben zu lassen.

Vielleicht würde der Vater doch noch nachgeben, alles noch gut werden, waren ihre Worte gewesen, und diese Hoffnungsworte hatte sein Brief an Elsa enthalten, dieser Brief, den sie uneröffnet zurückgeschickt.

Was sein Vater an Elsa geschrieben — von dem Geldangebot — hatte er nie erfahren; so mußte er glauben, daß Elsa ihn leichten Herzens aufgegeben.

Im ersten Augenblick nach Eintreffen seines ungelesenen Briefes hatte er nach Nischl reisen, Elsa sehen, sprechen wollen.

Doch wieder war es die Mutter, die ihn beruhigt und zurückgehalten hatte.

Er solle keinen unrichtigen Schritt tun, nichts übereilen, damit würde alles verdorben. Und er hatte sich überreden lassen, war nach Göttingen zurückgekehrt, um sein Studium zu beenden.

Er hatte auch versucht, sich wieder an dem studentischen Leben zu beteiligen, und ab und zu war ihm dies gelungen; für Stunden, Tage hatte er Vergessenheit gefunden. Aber immer war die Erinnerung an Elsa wieder erweckt.

Hier hatte der Kapellmeister gewohnt, von dessen Wohnung er sie täglich abgeholt, dort am Wald stand das Haus, in dem sie gelebt, hier an der Ecke hatte er sie zum ersten Male geküßt — und dann das Theater! Wie oft hatte er am Bühnenausgang gestanden und sie erwartet, und sie war plaudernd neben ihm durch den dunklen Abend hingegangen.

Ein einziges Mal hatte er das Theater besucht, kaum zehn Minuten darin zu bleiben vermocht. Eine Sehnsucht war in ihm aufgestiegen, die sich nicht bannen ließ. Wo mochte sie sein?

Gerademwegs war er zum Bahnhof geeilt und nach Hannover gefahren. Irgendwie mußte er sich Gewißheit verschaffen, etwas von ihr hören.

Doch in Hannover hatte er nichts erfahren. Er war vor dem Hause auf dem Alagesmarkt auf und ab gegangen, niemand zeigte sich, das Haus blieb stumm.

Da hatte er versucht, sich in der Nachbarschaft zu erkundigen und endlich eine Frau gefunden, die ihm Rede stand. Ja, der Herr Dübeller wohne noch da, aber ganz allein. Die eine Tochter, die ältere, hätte sich verheiratet und sei nach



1. Bild:

Vom italienischen Kriegsschauplatz. Ein italienisches Maschinengewehr in gut gedeckter Stellung unterstützt italienische Infanterie beim Vormarsch.

2. Bild:

General-Feldmarschall von Hindenburg begrüßt den „Ostpreussischen Jugendbund.“ Wie sich im ganzen deutschen Vaterlande die Jugend

zu Jugendsturmkompanien vereinigt, um sich unter Leitung von nicht mehr selbstdienstfähigen Offizieren und Unteroffizieren im Waffendienst auszubilden, so haben auch die noch nicht dienstpflchtigen jungen Leute des schwergeprüften Ostpreußens sich zum „Ostpreussischen Jugendbund“ zusammengeschlossen. Vor kurzem wurde der „Ostpreussische Jugendbund“ dem General-Feldmarschall von Hindenburg vorgestellt. Der Feldherr begrüßte Führer und Jungmannschaften aufs herzlichste.



Berlin gezogen, die andere sei noch immer an der Bühne, solle eine große Sängerin geworden und jetzt in Amerika oder Rußland sein.

Das war alles — mehr wußte die Frau nicht. So fuhr er wieder zurück nach Göttingen. Die Zeit des Examsens kam, er hatte viel zu arbeiten; für eine Weile trat Elsas Bild zurück.

Später, in Berlin, traf er Lisa. Von ihr wurde ihm bestätigt, daß Elsa in glänzendem Engagement, sie jagte absichtlich in Amerika, sei. Mehr erfuhr er nicht. So hatte er sich scheiden müssen; die Zeit war vergangen, er inzwischen zum Attaché ernannt, nach Kairo an das Generalkonsulat, welches für Ägypten Gesandtschaftsrank hat, versetzt.

Nun heute dieses Wiedersehen!

Elsa Dübeller, seine kleine Elsa, der Kobold — eine Fürstin!

„Schließen Sie sich an, Graf?“ hörte er jetzt den deutschen Konsul fragen.

Elwersheim verbeugte sich zustimmend. Er war so tief in Gedanken gewesen, daß er nicht mußte, wozu er aufgefordert war, aber das würde er ja später schon erfahren. Und richtig, eben sagte die Gräfin Lobanow zu Elsa: „Wird es Ihnen nicht zu anstrengend sein? Nach Besichtigung der Pyramiden wollen wir noch einen Ritt bis zum nächsten Araberdorf machen, auf dem Rückwege im Mena House soupiere und im Mondschein nach Hause fahren.“

Elsa war mit allem einverstanden. So wurde nur noch verabredet, daß die Fahrt vom Hotel aus in einer Mailcoach vor sich gehen sollte.

Ueber Elsa war eine Ruhe gekommen.

Was war denn auch geschehen? Nichts, gar nichts. Sie hatte ihn wiedergesehen, würde ihn fortan öfter wiedersehen, nun gut, begrabene Jugendliebe.

Die letzte Stunde hatte ihr gezeigt, wie leicht man sich darüber hinwegsetzen, den ersten Schreck überwinden kann. Den Gedanken, ihrem Manne alles zu sagen, hatte sie aufgegeben. Was sollte sie ihm denn auch sagen oder gar beichten, wie sie im ersten Augenblick der Ueberraschung sich vorgenommen? Nur Unruhe würde sie in ihr bisher so glückliches Leben bringen. War ihre Liebe zu ihrem Gatten nicht fest und groß geworden? Sollte sie einer erweckten Erinnerung nicht standhalten können? Sie glaubte zu fühlen, daß sie, was sie erregt, vielleicht nochmals erregen könnte, mit sich selbst abmachen mußte. Sie war — wieder allein mit ihrem Manne — überzeugt, damit fertig werden zu können.

Wie verabredet, hatte die Gesellschaft am nächsten Tage die Pyramiden besichtigt und schickte sich an, in das nächste Araberdorf zu reiten, verfolgt von den Kameltreibern, die sie wie ein Schwarm hungriger Wölfe umringten, sich stießen, schrien und ihre Tiere anzubringen suchten.

Ganz plötzlich, während der Dragoman des Konsulats noch mit den Treibern zu unterhandeln versuchte, fühlte sich Elsa, die an eines der Kamele herangetreten war, in die Höhe gehoben, schwebte einige Augenblicke in der Luft und landete dann sprachlos im Sattel. Zwei der Treiber hatten das Ende der Unterhandlungen nicht abgewartet, Elsa bei den Füßen erfaßt und hinaufgehoben.

Der Dragoman überhäufte die pfiffig lächelnden Kerle mit einem Schwall arabischer Schimpfworte; doch Elsa, die aus seinen Gesten und lauten Worten entnehmen konnte, was vorging, rief ihm zu, daß sie ganz gut läße, es nun schon so bleiben sollte. Auch die anderen Damen und Herren der Gesellschaft ließen sich, nachdem sie die Ueberraschung überwunden und der Vorfall nur Heiterkeit erregt hatte, auf die Kamele heben, und fort ging es, in die Wüste hinein.

Erst am Abend trafen die Ausflügler im Mena House ein. Die Dunkelheit war hereingebrochen, und von der Veranda, auf der soupiert werden sollte, bot sich ein wunderbarer Anblick.

Ueber der schweigend daliegenden Wüste, aus der nur ab und zu das klägliche Gebläse der Schakale hörbar war, erhob sich der Mond, ein feuriger, glänzender Riesenmond, der mit seinem Scheine Spitzen und Umrisse der Pyramiden beleuchtete und aus dem Dunkel hervortreten ließ.

Elsa hatte sich von der übrigen Gesellschaft entfernt und war an das äußerste Ende der Veranda getreten, um den wunderbaren Anblick nochmals zu genießen. Hier stand sie und sah mit verträumten Augen in die Ferne.

Sie war in seltsamer Stimmung, eine tiefe Schwermut in ihr; sie hätte gewünscht, hier ganz allein bleiben, ihren Gedanken nachhängen zu können.

Schon auf dem Wege war sie schweigsam gewesen, hatte sich wenig an der Unterhaltung beteiligt; jetzt erschien ihr die

animierte Stimmung der übrigen, das Gesumme der Unterhaltung, das zu ihr hindrang, wie etwas Profanes, störte sie in ihrem Denken.

Aber es war nicht allein die Großartigkeit der Eindrücke, die auf ihr Gemüt wirkte — immer von neuem wurde sie sich der Anwesenheit Elwersheims bewußt und fühlte trotz allem, was sie sich gesagt, eine Bangigkeit in sich aufsteigen, als ob ihr Schweres bevorstände.

Doch sie kam nicht weiter in ihrem Grübeln. Schritte näherten sich, und als sie sich umblickte, sah sie Elwersheim auf sich zukommen.

Die Bangigkeit, die sie gefühlt, wuchs zum Schrecken, zur Furcht an. Was wollte er? Warum störte er ihr Alleinsein? Suchte er eine Aussprache zwischen ihnen herbeizuführen?

Schon auf dem Ritt durch die Wüste hatte es ihr erschienen, als ob er sich ihr nähern wolle, jedesmal, wenn sie einen Augenblick von der übrigen Gesellschaft getrennt war, hatte er sein Tier in ihre Nähe gesteuert; aber jedesmal hatte sie es zu vermeiden gewußt, daß er sie erreichte, bevor sie sich einem Mitglied der Gesellschaft angeschlossen hatte.

Dabei konnte sie nicht vermeiden, mit Elwersheim auf halbem Wege zusammenzutreffen, doch als hätte sie vermutet, daß er gekommen sei, sie zum Souper zu rufen, trat sie ihm entgegen und sagte, ohne stehen zu bleiben: „Sie wollen mich gewiß daran erinnern, Graf, daß man mich erwartet; ich komme schon.“

So blieb Elwersheim nichts übrig, als ihr zu folgen.

Zwei Wochen später fand in Shepheards Hotel der große Weihnachtsball statt.

Elsa war die Umschwärmteste. Jede Minute ließ sich ihr jemand vorstellen, wurde sie von der Seite ihres Gatten geholt; nicht nur von den Herren der Konsulate, auch viele der englischen Offiziere suchten einen Tanz zu erhalten. Nur Elwersheim war ihr, nachdem er sie und den Fürsten begrüßt, ferngeblieben.

Sie dankte ihm das im stillen. Es war doch nicht so leicht gewesen, in dem fast täglichen Verkehr stets ruhig und gleichmütig zu bleiben. Jeder Tag, jede Stunde erweckte von neuem Erinnerungen, und sie konnte nicht verhindern, daß sich ihre Gedanken immer wieder mit ihm beschäftigten.

Oftmals hatte sie bemerkt, wie seine Blicke traurig, fragend auf ihr ruhten. Einmal — es war auf der Terasse des Hotels, während sie auf ihren Mann wartete, der seinem Dragoman Aufträge für den nächsten Tag erteilte — hatte Elwersheim ganz plötzlich vor ihr gestanden. Festig erschrocken, mit klopfendem Herzen, glaubte sie in seinen Mienen zu lesen, daß er sprechen wolle. Doch auch diesmal war es nicht dazu gekommen, da der Fürst im nächsten Augenblick auf der Terasse erschien.

Wiederholt hatte sie immer von neuem daran gedacht, jedes fernere Wiedersehen zu vermeiden, jedesmal sich aber auch wieder gesagt, daß sie das nicht tun dürfe. Jener solle nicht glauben, daß sie den Verkehr mit ihm fürchte, vor ihm fliehen wolle.

Und doch fürchtete sie sich. Vielleicht konnte er sich rechtfertigen, hatte sich damals in seinem letzten Briefe gerechtfertigt. Was würde dann sein? Wäre nicht sie dann die Schuldige, die Treulohe?

Wenn sie in ihren Gedanken an diesem Punkt angelangt war, mußte sie sich die Schmach ins Gedächtnis rufen, die sein Vater ihr angetan, um sich nicht selbst zu verlieren, dem immer wieder erwachenden Gefühl nachzugeben.

Diese Erinnerung hob sie dann für einen Tag über alle Weichheit, die sie ergreifen wollte, hinweg; ihr Mitleid verwandelte sich in Born, beinahe in Haß, daß jener von neuem ihren Weg gekreuzt hatte. Mit einer bei ihr seltenen Zärtlichkeit schmiegte sie sich an ihren Mann. Hier war ihr Platz, kein fremder Einfluß durfte sich geltend machen.

Daß sie dabei schon in einen Kampf ihrer Empfindungen geraten war, bedachte sie nicht, gestand sich auch nicht ein, daß alles, was sie zu fühlen glaubte: Furcht, Haß, Born, nichts weiter als ein Zwang war, den sie ihrem Herzen auferlegte — das Erwachen einer Liebe, die nicht gestorben war, sondern nur geschlummert hatte.

Der Ball näherte sich seinem Ende. Sie verstand sich selbst nicht mehr; erschien ihr doch, was sie ihm bisher gedankt, — sein Fernbleiben — nach und nach wie eine Kränkung.

Warum war er nicht gekommen, hatte nicht ein einziges Mal mit ihr getanzt? Ihre Blicke wanderten suchend durch den Saal. Sie sah, wie Elwersheim sich vor einer jungen Amerikanerin, mit der er getanzt hatte, verneigte und jetzt — wie von ihren Blicken angezogen — auf sie zukam.

Einen Augenblick später befanden sie sich unter den Tanzenden.

Wie das so schnell gekommen war, wußte Elsa kaum. Nur ganz undeutlich erinnerte sie sich, daß er vor ihr gestanden und einige Worte gesprochen hatte, die geklungen wie: So unverschämt, daß kaum gewagt . . . oder so etwas.

Er hatte sich auffordernd verneigt und sie mechanisch ihre Hand auf seinen Arm gelegt.

Und nun tanzten sie. Sie schwiegen beide, ihre Herzen schlugen wild; kaum hörten sie die Töne der sie umrauschenden Musik, sie fühlten nur die Wärme der aneinandergeschmiegteten Körper.

War eine Stunde vergangen, nur wenige Minuten? — Auch das wußte Elsa nicht; nur einmal hatte sie zu hören geglaubt, daß er leise ihren Namen ausgesprochen. Aber das war wohl nur ein Irrtum gewesen; wie hätte er es wagen können!

Gewiß, bestimmt — das war nur eine Täuschung ihrer Sinne, sonst würde sie doch nicht mehr weitergetanzt, ihn von sich gewiesen haben.

Und das war auch ein Traum? — Jetzt sah Elsa in einem der Salons neben dem Tanzsaal, und Elversheim stand vor ihr.

„Fürstin, ich habe mir erlaubt, Sie hier hereinzuführen. Mir schien, daß ein Schwindel Sie erfaßt hatte — gerade hier vor diesem Zimmer.“

Er schwieg, und Elsa versuchte, sich zu besinnen. Aber schon sprach er weiter, der Klang seiner Stimme war ganz verändert, nicht mehr so förmlich und ruhig wie soeben noch, so weich schmeichelten sich seine Worte in ihr Ohr, alte, liebe Er-

nen Böpfe zu erwischen — und da hatte er selbstverständlich das daran baumelnde Mädchel mit erwischt.

Triumphierend hielt er seine Beute fest, mit seinen, vom gesunden Sport gestählten nervigen Jünglingsarmen.

„Oh, pfui! hast Du eine rohe Kraft, Gert,“ maulte Agath’, „laß gleich los, oder . . .“

Belustigt sah Gert Hohendorf in die funkelnden Augen der Sechzehnjährigen, ein gar wilder unbändiger Racker war die Agath’, deshalb ließ er sie gern ein bißchen seine überlegene Macht fühlen. Im selben Augenblick aber schrie er auf und ließ jäh das Mädchel los. Ganz verduzt schaute er auf den kleinen Finger der linken Hand — aus dem ein dicker, roter Blutstropfen quoll. Entsetzt blickte jetzt aber auch Agath’ darauf — ohne Ueberlegung hatte sie ihm die Nadel, welche sie gerade in der Hand hielt, in den Finger gestoßen — in dem Bestreben, sich frei zu machen; nun sie aber sah, was sie angerichtet, war all ihre Wildheit fort. Ganz unglücklich starrte sie auf den mißhandelten Finger, der einen Blutstropfen nach dem anderen entsandte — gleichsam — um für das schuldbehaftete Mitleid noch mehr Propaganda zu machen.

Der schlafte Primaner aber stand dabei, halb belustigt über die zerknirschten Züge des jungen Dinges — mehr aber noch entzückt von ihrem echt fraulichen Mitleid.

Und nun nahm Agath’ den blutenden Finger zart in ihre kleinen weißen Hände, und ehe Gert ihr Vorhaben ahnen konnte — küßte sie sanft und lind die roten Tropfen fort.

Da war es aus mit Gerts schön bewahrter Männerwürde, das Blut stieg ihm siedend zu Kopf, heftig riß er das kleine süße Mädchel an sich . . . und sie küßten sich beid, zur Sommers-

Ich sah den Wald sich färben

Ich sah den Wald sich färben,
Die Luft war grau und stumm,
Mir war betrübt zum Sterben,
Und wußt’ es kaum warum.

Durch’s Feld vom Herbstgestände
Hertrieb das dürre Laub;
Da dacht ich: deine Freunde
Ward so des Windes Raub!

Dein Lenz, der Blütenvolle,
Dein reicher Sommer schwand;
An die gefrorne Scholle
Bist du nun festgebannt.

Da plötzlich floß ein klares
Getön in Lüften hoch:
Ein Wandervogel war es,
Der nach dem Süden zog.

Ach, wie der Schlag der Schwingen,
Das Lied in’s Ohr mir kam,
Fühlt’ ich’s wie Trost mir dringen
Zum Herzen wunderbar.

Es mahnt aus heller Kehle
Mich ja der flüchtige Gast:
Vergiß, o Menschenseele,
Nicht, daß du Flügel hast!

Emanuel Geibel.

innerungen wurden wach, und obgleich er sie jetzt wirklich „Elsa“ nannte, stieß sie ihn nicht zurück, sondern blieb willenlos sitzen.

In dem Salon befand sich niemand, die ganze Gesellschaft war im Tanzsaal, aus dem, gleichsam, als sollte auch noch ein anderes Erinnern erweckt werden, der Fledermauswalzer her-eintönte.

„Fürstin — Elsa — Sie schweigen? Kann denn alles, was ich Ihnen gesagt, Ihr Urteil nicht mildern? Muß ich glauben, daß Sie mir allein die Schuld beimessen? Warum haben Sie damals meinen Brief nicht gelesen? Alles wäre anders geworden.“

Elsa hatte langsam ihre Fassung wiedergewonnen. Bei den letzten Worten sah sie zu Elversheim auf.

„Den Brief ihres Vaters haben Sie nicht erwähnt, Graf. Die Schmach, die man mir angetan, scheinen Sie vergessen zu haben.“

Ihre Stimme klang herbe; der Gedanke an jenen Brief hatte heraufbeschworen, was sie gelitten.

Elversheim blieb einen Moment sprachlos, dann stieß er hervor: „Mein Vater — er hat Ihnen eine Schmach angetan? Was hat er Ihnen geschrieben?“ (Schluß folgt.)

Und sie küßten sich beid zur Sommerszeit

Von M. Sankowski.

Durch Busch und Hecken — über Wief’ und Beet ging die wilde Jagd. Ei! das war aber auch ein gar flinkes Rehlein, die braune Agath’ und der schlanke blonde Jäger — der sonst so würdige, ernsthafte Primaner hatte ordentliche Mühe, die Spur des Schmaltierchens nicht zu verlieren. Endlich bei einer Biegung gelang es ihm, einen der langwehenden brau-

zeit . . . Ein bißel ungeschickt war es noch . . . dieses Küßten, geschah es ja von den beiden Hauptbeteiligten zum ersten Male . . . aber süß war es auch, märchensüß . . .

Von nun aber mieden sich die bisher Unzertrennlichen in stummem Einverständnis, was brauchte es die böse Welt, die ja doch nur darüber spötteln und lächeln würde — wissen.

Wenn es irgend angängig war, gingen sie sich aus dem Wege. Es war etwas unsagbar Scheues und Zartes über sie gekommen, das sie ruhig harren ließ — auf die Zeit der Reife.

Und dann war über Nacht der Krieg da — ins Land hatte er sich geschlichen auf leisen, nachtschleichenden Sohlen, von neidischen, hämischen Gesellen in unsere friedlichen, ruhigen Gauen gedrängt. Doch der Deutsche Kaiser und sein stolzes Volk hießen den Graufamen, Völkermördenden willkommen, noch nie zögerte ein Deutscher, wenn ein Feind mit dem Fehdehandschuh winkte.

Alt-Deutschland stand auf wie ein Mann, um mit seinem geliebten Kaiser an der Spitze, den längst beabsichtigten mench-lerischen Ueberfall in stolzem Kampfe zu begegnen.

Ungestüm scharte sich alles zu den alten siegumrauschten Fahnen, allen voran die Jungen, die Jüngsten — Deutschlands ewiger Stolz — unsere herrlichen Kriegsfreiwilligen! Und einer der ungestümsten unter ihnen war Gert Hohendorf.

Was galt ihm jetzt Vater und Mutter, was die kleine, süße Agath’! Das Vaterland, das Vaterland über alles! Nun verstand er erst ganz die glühende Begeisterung der Freiheitskriege, jetzt wurde ihm auch das Buch des herrlichen polnischen Helden, der gleich mächtig mit der Feder — wie mit dem Schwerte war, restlos verständlich, dessen Wahlpruch war: *Daczyna nad wzysko!* (Das Vaterland über alles.) Und schließlich war man enger mit dem Vaterlande verknüpft als die Heimat — und die, welche in ihr hausten und schafften — also wenn er fürs Vaterland, fürs heilige Vaterland kämpfte, so geschah es auch zum Teil für Agath’!

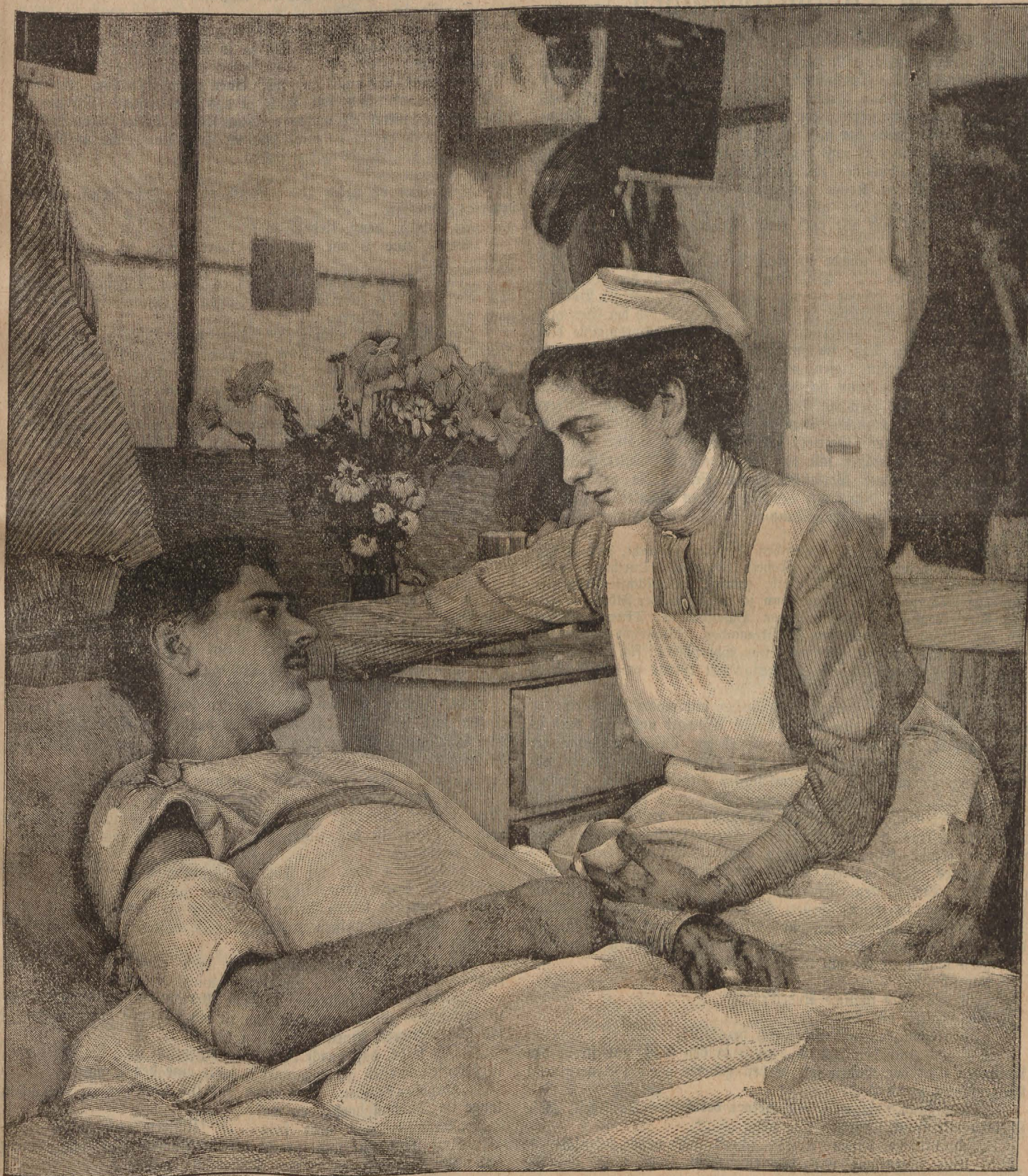
Im Oktober schon konnte er stolz von ihr Abschied nehmen, sein Notabitur hatte er glänzend bestanden. — Nun stand er vor ihr rank und schlank in dem schönsten Rocke, den es augenblicklich für den deutschen Mann gab — der feldgrauen Uniform. Eine leuchtend rote Rose steckte ihm Agath' an, eine Nachzüglerin ihrer damals im Juni so üppig blühenden Schwestern . . . und zart wie etwas Heiliges küßte Gert zum Abschied die zuckenden Lippen . . . Und dann ging's hinaus! Der Herbst, der Winter und auch der Frühling hatten ihre Freude an dem tollkühnen Draufgehen des Jünglings — für ihn schien keine Kugel gegossen zu sein, — der Liebling des ganzen Bataillons, den schon lange das Eiserne Kreuz schmückte, ging selbst aus dem dichtesten Regengüssen, aus den schwersten Sturmangriffen heil hervor . . .

. . . Bis ihn schließlich doch eine erwischte, den kleinen Finger der linken Hand riß sie ihm weg, auch die anderen Finger bekamen tüchtig ihr Teil ab.

Mergerlich sah Gert auf das rote Blut, das unablässig niederrieselte, wie rote Rosen leuchtete es aus dem grauen Staub der Landstraße — und plötzlich stieg leuchtend die Szene vor seinen Blicken auf, da das kleine, zerknirschte Mädel die paar armeligen Blutstropfen fortküßte in grenzenlosem Mitleid.

Oh, Du heiliges Mitleid der deutschen Frauen! Wie wirst Du in diesem Krieg in Anspruch genommen — wie herrlich bewährst Du Dich aber auch!

Gerts erste Frage, als ihm der junge Sanitätsunteroffizier die Hand verband, war, ob — er bald wieder diensttauglich sein würde . . . sonst . . . ja, was sollte man wohl ohne ihn



Seine Lebensretterin.

machen, und jetzt sollte er gerade nach Italien herunter, zu dieser falschen, hinterlistigen Bande . . . da schadet doch schließlich das bißchen Finger weniger nichts. Väterlich meinte aber der freundliche Helfer, er würde sich in der Heimat wohl erst gesund pflegen lassen müssen . . . Heimat! — Acht Monate hatte er sie nicht gesehen, nun sollte er wirklich hin?

Und er sah sie wieder im Schmutz der Rosen; sah die Heimat wieder und die kleine wilde Agath', die jetzt aber gar nicht mehr klein und wild war. Lug in Lug standen sie sich gegenüber und konnten dies holde Wunder kaum fassen — und da glomm es auf in den beiden keuschen Augenpaaren, wie damals vorm Jahr . . . und sie küßten sich, beid zur Sommerszeit . . .

Im Himmelsgäßchen

Skizze von J. G. Seeger.

„Na also, meine Gnädigsten . . . eine kleine, verdammte ästhetisch-unästhetische Geschichte,“ sagte, nachdem ihn die Damen lästlich genug mit ihren Bitten um eine „Anekdote“ oder „so was Nahnliches“ gequält hatten, der alte Arzt mit den lustigen Wein-ängeln, die aber heute gar nicht schalkhaft dreinblickten. „Verdammt ästhetisch-unästhetisch und aus der tiefsten Schicht emporgehoben . . . Eigentlich kein Geschichtchen zum Nachtsich . . . Aber . . .“

Er sah sich im Kreise der etwas verlegenen und doch gespannten Frauen um, die auf einmal eifrig an ihren Soldatenstrümpfen strickten und alle nach herabgefallenen Maschen zu suchen schienen.

„Also . . . da wurde ich neulich in das „Himmelsgäßchen“ gerufen. Sie wissen . . . Volkshumor. Schmal ist der Weg usw. Und hier stehen die Häuser so eng, daß unser zweizentriger Bürgermeister einfach stecken bliebe, und vor Jahren tatsächlich der Gerichtsvollzieher, als er sich unvorsichtig wendete, seine Amtsmappe dermaßen verpreizte, daß sie stundenlang ein Verkehrshindernis bildete . . . Dorthin riefen mich also ein paar alte Weiber zu einer Nachbarin, die, wenn sie auch erst dreißig Jahre zählen mag, doch schon als altes Weib auf die Welt gekommen und zur Pilgerfahrt durch das Himmelsgäßchen in den Himmel bestimmt schien.

Na, das war ein Gezeiter, als ich an die Haustür kam und den alten Weibsmenschen fast vor die zahnlosen Mäuler stolperte. „So eine dumme Person!“ schrien sie. „Die gehört ins Tollhaus. Leb' der Mann wie der Herrgott in Frankreich, und sie spart sich jeden Bissen am Mund ab. Die eingebilbete Gans-Brügelin sollte man sie . . .“

Aber, meine Gnädigsten, glauben Sie nur ja nicht, daß es sich hier um Ausdrücke gehässiger Roheit handelte. Durchaus nicht. Das war vielmehr zartestes Mitleid, feinsüßligste Nächstenliebe und staunende Bewunderung. Man kann ja nicht bloß der Flöte, sondern auch Konservenbüchsen und eisernen Hasendeckeln Töne entlocken und mit diesen Instrumenten Musik machen. Vielleicht komponiert demnächst einer unserer Großen eine Symphonie für solche Instrumente. Draußen in den Schützengräben könnte er genug Stoff sammeln . . .

Ich jage also die zarten alten Weiber mit einem Donnerwetter zum Teufel, empfangen eine entsprechende Antwort und taste mich in ein niedriges, dumpfes Stübchen zu ebener Erde. Solange die Welt und das Himmelsgäßchen auf ihr bestehen, haben Sonne und Mond noch nie auch nur den armseligsten Strahl in diese „Stube“ geworfen . . . Stellen sie sich vor: Ein ganzes Fenster, so groß wie ein Geburtstagskuchen. Ein Bretterboden voller Ritzen und Astlöcher. Eine nasse Kalkwand. Ein armseliges Bett. Ein wackliger Tisch. Ein Stuhl. Ein Koffer. Und auf dem Koffer ein mageres, derbknochiges Weib. Der Kopf mit Tüchern eingewickelt. Die Waden fieberrot. Ohne aufzuschauen greift sie immer wieder in einen großen Sack, holt eine Handvoll rostige Nägel und Schrauben heraus und wirft sie je nach der Größe auf diesen oder jenen Haufen, die ich jetzt erst am Fußboden sehe.

„Da kann man Geduld lernen,“ sage ich.

Sie schweigt.

„Ist das Ihre tägliche Arbeit?“

Sie schüttelt den Kopf.

„Wird denn das auch ordentlich bezahlt?“

Sie zuckt mit den Achseln, greift in den Sack und streut den Rostregen über den Boden mit derben Händen wie ein Bauernknecht Weizensamen übers Feld.

„Liebe Frau,“ sage ich mit meiner berühmten Sanfttheit, „Sie scheinen mir krank. Wollen Sie nicht . . .“

„Ich brauche keinen Arzt!“ schreit sie, ohne aufzuschauen.

„Bin keine Vornehme und verdien' mein Geld nicht für die Dokters . . .“

„Na, na . . . arme Leute dürfen auch krank werden. Das ist doch kein Vorrecht der Reichen. Die hätten sonst schon längst darauf verzichtet. Uebrigens will ich ja gar nicht Ihr Geld. Ich praktiziere ja nur noch, weil der Mensch irgendeine Beschäftigung haben muß . . .“

Sie blickte mich mit harten, grauen Augen an, als wollte sie ergründen, ob ich die Wahrheit redete, und sagte dann etwas zögernd, weniger barsch: „Ich hätt' auch kein Geld für Sie.“

„Na, dann bin ich ja der richtige Arzt . . .“

Und endlich, nach Besiegung manchen Widerstandes, kann ich sie ein bißchen untersuchen . . . Nichts Bedenkliches, aber immerhin, der Körper war wie ein aufgerissener Acker und wenn irgendein schlimmer Keim ihm zugetragen wurde, dann . . . Ich sage also: „Wenn Sie mit der Arbeit fertig sind, legen Sie sich zu Bett und nehmen die Arznei, die ich Ihnen verschreibe.“

„Nein,“ antwortete sie wie ein trotziges Kind.

„Die Arznei ist nötig . . .“

„Die schon . . . Aber ins Bett leg ich mich nicht . . .“

„Ei, warum denn? Es sieht ja so einladend aus . . . Legen Sie sich nur!“

Da schaut sie mich an, wie einen Tempelschänder und ruft grollend: „Was? Ich soll mich in das Bett legen? Da bin ich drin gelegen, wenn er nachts die Fabrikwack' hatte. Und kam er heim und kroch herein zu mir, hab ich gebrummt, und er hat sich dann oft auf den Stubenboden gelegt . . .“

„Aber jetzt . . .“

„Setz darf ich nicht und will ich nicht. Jetzt schlaf ich auf dem Stubenboden . . .“

„Ei, warum denn, liebe Frau?“

„Weil's eine Sünde von mir wäre, wenn ich jetzt im Bett schlief . . .“

„Ich verstehe Sie nicht. Wenn er Ihnen in gesunden Zeiten das Bett überließ, überläßt er es Ihnen in Ihrer Krankheit doch ganz gewiß ohne Murren . . .“

„Ich will aber nicht . . .“ Und nach einer langen Pause deutete sie auf eine Karte, die mit einer Stecknadel an der Wand befestigt war, und ich las: „Geliebte Marie. Wegen dem daß Ich noch gesunnt hünn und schon sechs Wochen in den Schützengräben lüg. Ach, geliebte Marie, wenn's auch schön ist, Soldat zu sein, aber was wollte ich lachen, wenn ich widder auf unserm Stubenboden liegen könnt. Hier lüg ich im Dreck und Schlamm. Dein gelübter Sgnaz.“

„Ah, darum!“ sage ich, und sie nickt. Und nach einer Weile redet sie: „Der arme Kerl! Und ich war zwei Jahre lang so ein selbstsüchtiges Luder . . . Aber nun wird's anders . . . ganz anders. Im September hat er das geschrieben und jetzt ist's März . . .“

„Und sie schliefen seitdem da auf dem Boden?“

„Ja . . . besser als er . . . wenigstens trocken . . . Und wie ich das damals gelesen hab', hab' ich angefangen zu sparen . . . Ein Bett muß er kriegen, sein eigenes Bett. Cher ruh' ich nicht. Ich will's auch nicht besser haben als er . . . Am liebsten legte ich mich nachts hinaus aufs Gäßchen, wenn die Polizei nicht wäre . . .“

Unaufhörlich arbeiteten ihre Hände.

„Na, und wie steht's mit seinem Bett?“

Da leuchten in dem fiebergeröteten Gesicht ihre bisher harten Augen und sie sagt: „Beim Trödler drüben ist eines feil. Grad das Märkchen fehlt mir noch am Preis, das ich für das Sortieren da krieg.“

„Sie sind eine brave Frau,“ brumme ich und gehe.

Und am andern Tag, wie ich wiederkomme, schreien mir die alten Weiber entgegen: „So ein spinniges Weibsbild! Kaufft sich noch ein Bett in den teuren Zeiten. Die muß ins Narrenhaus, Herr Doktor . . .“

Das waren aber bloß Ausrufe gerührter Bewunderung. Wie ich in die Stube trete, liegt die Frau auf dem Boden und sieht glücklich nach den beiden Betten, die unberührt, als harrten sie echter Liebe, mit ihren weißen Rissen in das düstere Gemach hineinleuchten . . .

„Für diese Person müssen wir doch etwas tun, wir vom Frauenverein,“ sprach, als der Arzt schwieg, die Hausfrau.

„Nein, meine Gnädigste. „Diese Person“ hilft sich selbst. Sie ist inzwischen gesund geworden und ist ein richtiges deutsches Weib. Es gibt Aermere, denen Sie helfen können . . .“

„Ich finde, daß durch den Krieg eigentlich auch die Sittlichkeit in gewissen Kreisen gehoben wird,“ sagte eine der Damen.

„Gehoben? Hm. Hier ward nur ins Licht gerückt, was schon lange im Dunkeln vorhanden war!“

„Wenn er nun aber fiele . . .?“ flüsterte eine junge Frau. Der Arzt stand auf und sprach: „Keine Angst! Vor solcher Liebe hat unser Herrgott noch immer Hochachtung gehabt . . .“

Hygiene am Krankenbett

Nicht von der Hygiene des Krankenzimmers, dem eine wohlunterrichtete Pflegerin vorsteht, will ich heute sprechen, sondern von dem Krankenstüblein, in dem ein Angehöriger oder ein Dienstoffe seinen Patienten hegt und pflegt. In ihm ist noch mancherlei Änderungsbedürftig, das doch, zum Zwecke einer kräftigen Heilunterstützung gebessert werden muß.

Zunächst möchte ich das Lager des Patienten näher betrachten. Der Wechsel der Bettwäsche geschehe mindestens alle 4 bis 6 Tage. Ausgenommen davon ist die Bettwäsche der Wöchnerin, für welche andere Maßregeln Platz ergreifen. Die Bettwäsche komme aber niemals kühl oder gar noch etwas feucht auf die Zulette. Sie sei stets zuvor in einen Wärmkasten, d. h., ist keine Röhre vorhanden, in einen großen gut verschlossenen Steintopf gebracht, der in eine Wanne kochenden Wassers oder in einen eisernen Topf, der auf dem Feuer im Kochen erhalten wird, gesetzt wird, damit eine gründliche Durchwärmung und Austrocknung stattfindet. Bis der Bezug gewechselt ist, wird der Kranke entweder mit Unterstützung oder bei Schwerekranken mittels Herübertragen mit Laken (an je eine Ecke faßt ein Träger an) in ein anderes Bett gelegt.

Auch die Körperwäsche des Patienten ist stets peinlich sauber zu halten. Jeden Morgen ist nach sanftem Frottieren wohldurchwärmte frische Wäsche anzulegen. Und zwar wähle man für den Kranken keins der langen Nachthemden, sondern das kurze Taghemd und die Nachjacke. Dies ist für längeres Liegen bequemer als jenes.

Jeden Morgen sei ein gründliches Waschen mittels Schwammes oder Stricklappen für Gesicht, Hals und Arme schnell und geschickt vorzunehmen.

Danach finde eine gründliche Durchlüftung des Zimmers statt. Erkältungen sind dabei nicht zu befürchten. Der Kranke werde zu-

gedeckt, so daß auch der Kopf gänzlich überdeckt ist und nun kann das Fenster wohl eine halbe Stunde geöffnet bleiben.

Auf das Strengste meide man das Durchsetzen der Krankenzustenluft mit Parfüms oder, nach altem Muster, mit den streng riechenden Räucherkerzen.

Das Haar versäume man niemals täglich durchzubürsten. Ausgenommen sind natürlich jene Fälle, wo wir, d. h. der Arzt, eine Haarpflege ausdrücklich verbieten, was bei hohem Fieber und Gehirnerschütterungen immerhin vorkommen kann. Es erleichtert das Durchkämmen und Durchbürsten langen Haars ungemein, wenn zuvor eine Schicht Kartoffelmehls hineingebürstet wird. Dadurch verliert das Haar an Fettigkeit und Schweiß und gibt sich leichter auseinander.

Auch werde niemals ein gründliches Bürsten oder Reinigen der Zähne versäumt, wie auch ein tägliches Auswaschen des Mundes, der Zunge und der erreichbaren Schleimhäute mit einer ausgekühlten Kamillenteelösung notwendig ist.

Ferner sind die Löffel, mit denen die Medizin eingenommen wird, stets in einem Glas Wasser aufzubewahren und die Medizin entweder an einem kalten Ort oder doch zum mindesten in einem größeren Behälter frischen Wassers.

Selbst bei starkem Durstgefühl trinke der Patient niemals mehrere Schlucke hintereinander. Ein Abwaschen der Zunge mit ungefühltem Zitronenwasser, ein kleines Schälchen kühler, möglichst ungefühlter Limonade genügt völlig zur Stillung des Durstes. Ist dieser bei hohem Fieber sehr stark, werden Stückchen feinfreien Eises geschluckt.

Leichter Kaffee oder Tee, mit Wasser versetzter Wein werde nur gereicht, wenn der Arzt dies auf Befragen gestattet hat.

Dr. Marie Medmüller.

Allerlei Kurzweil

1. Räselhafte Inschrift. Chinesische Proklamation.



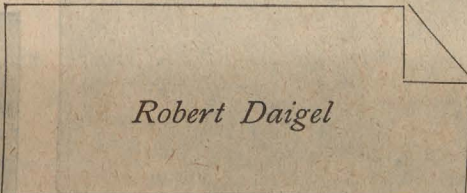
2. Arithmetische Scherzaufgabe.

Eine 42-cm-Bombe schlug zwischen einem französischen und einem englischen Schützengraben ein, tötete $\frac{1}{3}$ der beiderseitigen Mannschaften und überschüttete $\frac{2}{5}$ des Restes mit Schutt und Steinen. Wieviel waffenfähige Mannschaften blieben noch in den Schützengräben, die Kompanie zu 200 Mann gerechnet?

3. Worträtsel.

In Urweltstagen aus dem Wort von vorn, Da ist das Wort von rückwärts einst entstanden, Wenn hinter Wolken sich die Sonne birgt, Ist's Wort von vorn auch heute noch vorhanden.

4. Visitenkartenräsel.



Durch Umstellung der Buchstaben des Namens ergibt sich der Beruf des Mannes.

5. Umstellräsel.

Als Blume erfreu' ich mit Farbe und Duft
Im Frühling und Sommer die Sinne,
Nun setze den Fuß vor den Kopf und sogleich
Gelt ich als Beschützer der Minne.

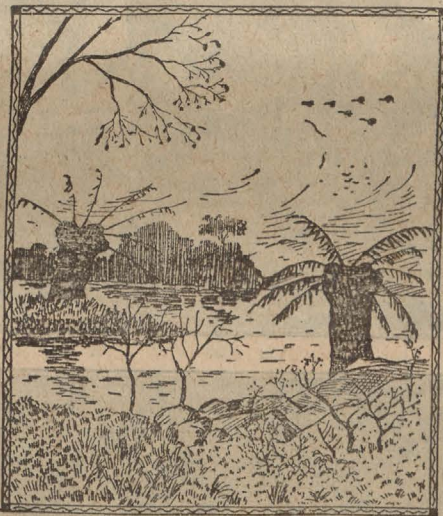
6. Scharade.

Vom ersten grüßt die Sonne her,
Zwei, drei schließt diese Zeilen,
Das Ganze liegt am fernen Meer,
Feldgraue drin jetzt weilen.

7. Bilderräsel.



8. Begierbild.



Wo ist die Wacht an den masureischen Seen?

9. Silberräsel.

Aus nachstehenden Silben: hum, mi, o, an, ja, na, ne, ro, de, ti, sh, pa, das, zet, phus, pe, cle, e, si, en, do, non, ni, ti, ter, sind sieben Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen je eine Stadt in Sachsen ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. römischer Kaiser, 2. Gattin eines berühmten Felden, 3. tibetianischer Feldherr, 4. Erbauer von Corinth, 5. Komponist, 6. Muse, 7. israelitischer Prophet.

unghor 'edraing 'mhuog 'sngdajj 'sqvounurda
 'avloq 'wvrtolcog 'o - 'ueqnpas qun unvhuqevqeg
 uapshat 'eqvovz unv gunt anshj eib qv unv 'uapshj 'lqoz
 ued unv qllq 's - 'unvazqevvazoz 'aqozab unv 'z
 'equoC 'o - 'soaz 'eozq 'g - 'ayhqvavqoz 'f - 'ueqeg
 'aqzls 's - 'sno uallr 'uamvov unvov qvq unvaz
 'asvlet avq 's - 'sno 'aqoz 'unv qv unv 'uapshj
 sun unvov unvqoz 'qg 'unv' 'r : unv unv 'qoz



Oberes Bild links: „Hurra, wir leben noch!“ Eine deutsche Kolonne erfährt aus einem französischen Generalstabsbericht, daß sie „vollständig aufgegeben“ sein soll. — Oberes Bild rechts: Ein eigentümlich konstruierter Schützengrabenspiegel, durch den französische Soldaten die deutschen Stellungen beobachten. — Mittleres Bild: Partie aus Saint Marie a Pun. Eine deutsche Sanitäts-Abteilung hat sich notdürftig in den Ruinen eine Verbandsstelle errichtet. — Unteres Bild links: Beförderung von Munition und Proviant auf Packpferden an die österreichische Front in den Alpen. — Unteres Bild rechts: Ein von deutschen Soldaten angelegter Knüppeldamm in versumpfter Waldgegend.

